

Winfried Töpler: Zisterzienserabtei Neuzelle in der Niederlausitz (*Die Blauen Bücher*). Königstein im Taunus: Langewiesche 1996; 48 S., 58 Abb.; ISBN 3-7845-1023-X; DM 9,80.

Dreißig Kilometer südlich von Frankfurt/Oder liegt Neuzelle mit seiner ehemaligen Klosterkirche der Zisterzienser, ein Wunderwerk rauschhafter barocker Pracht in der katholischen Diaspora. Die dreischiffige Hallenkirche des 14. Jahrhunderts erfuhr im 17. und 18. Jahrhundert eine prächtige Neuausstattung mit Stuck und mit Fresken, prachtvoll skulptierten Altarretabeln, Gemälden und Mobiliar, deren Qualität in Mitteldeutschland ihresgleichen nicht findet. Das erst 1817 von den Preußen säkularisierte Kloster lag bis 1635 auf böhmischem Boden, doch auch nachdem die Niederlausitz an Sachsen gefallen war, kamen die Künstler größtenteils aus oder über Böhmen hierher. Giovanni Vanetti und Bartolomeo Canetta, italienische Wandermeister, leiteten die Erneuerungen nach dem Dreißigjährigen Krieg. Später prägte die Hennevogel-Dynastie die hochbarocke Umgestaltung nach süddeutschem Vorbild.

Neuzelle ist ein „Kleinod“ des deutschen Barock. Für die jüngst erschienene Monographie zu dem Kloster läßt sich ein ähnliches Lobwort nicht finden. Obwohl mit hervorragenden Aufnahmen von Markus Hilbig gut und reichlich ausgestattet, enttäuscht das Büchlein leider kräftig. Der Grund ist der Text. Nicht, daß er etwa lückenhaft angelegt wäre: Die Klostersgeschichte, die Konventskirche und die erhaltenen Klausur- und Wirtschaftsgebäude, die Pfarrkirche zum Heiligen Kreuz und sogar die Park- und die Ortsanlage werden besprochen. Das Denkmal war in den letzten Jahrzehnten immer wieder Gegenstand kunstgeschichtlicher Forschung, und der Autor konnte daher über die Grundlage solider Fachliteratur verfügen. Doch der Leser bekommt bald das ungute Gefühl, daß sich der Text oft „außerordentlich eng“ an der existierenden Literatur orientiert. Für die Darstellung der Altäre gab der Dehio die Vorlage ab, für manche andere Passage die von Joachim Fait und Joachim Fritz 1968 herausgegebene Festschrift zum 700jährigen Klosterjubiläum, die übrigens noch immer empfehlenswert ist. Damit nicht genug: An diversen Stellen wird man auf Mißverständnisse stoßen und manchem Absatz mangelt es sehr an der Klarheit der Darlegung.

So hätte beispielsweise allein die Lokalisierung der verlorenen Klausurschranke im Schiff, die den Mönchschor abtrennte, die gesteigerte Pracht der sechs östlichen Altäre bündig erklärt. Eine kurze Bemerkung zu den heute verdeckten spätgotischen Wandmalereien in Nischen hätte verständlich machen können, daß hier nicht irgendwelche Fresken, sondern größtenteils die Altarretabel des Spätmittelalters erhalten sind. Doch im Gegensatz dazu wird noch Verwirrung gestiftet: Wenn es beispielsweise heißt, die Besonderheit dieser gotischen Kirche, die unter der barocken Überformung erhalten ist, läge „im Abweichen vom Basilikaschema, in der Besinnung auf die Kirche als »Gebetswerkstatt«“, versagt sogar gutwilliges Vorstellungsvermögen. Oder wenn der Sinn der Josephsbruderschaft damit erklärt wird, den Mönchen das „nötige geistige Umfeld“ zu schaffen, dann offenbart das einen grundlegenden Mangel an Kenntnissen vom Zweck und vom Wesen solcher Korporatio-

nen und von katholischen Frömmigkeitsformen. Auch der fatalen Behauptung, das typologische Programm der Deckenfresken und Wandmalereien sei im Katholizismus nicht üblich gewesen und müsse auf Vorbildern aus der protestantisch geprägten Umgebung fußen, kann nur fehlendes Wissen zugrunde liegen.

Doch auch neben diesen groben Schnitzern wimmelt der Text von Ungenauigkeiten und Fehlern. Es mag noch als entschuldbares Exempel gelten, wenn aus dem Gleichnis vom Verlorenen Sohn die „Geschichte des barmherzigen Vaters“ wird, obwohl ikonographische Termini eigentlich jenseits aller modernistischen Exegese stehen. Wenn aber beispielsweise aus dem Wilden Mann ein „Waldschrat“, aus dem bekennenden Hauptmann „der Offizier“ und aus der Ikonographie „die Theologie der Seitenaltäre“ wird oder wenn der Maler Georg Nawroth den Namen Günther bekommt, dann ist das fast schon mehr als peinlich. Daß Andreas Wiedemann, obwohl er aus Böhmen stammte, kein Tscheche war, und daß das Bistum Meißen von der Reformation an bis 1821 nicht mehr bestand, weiß Töppler offenbar ebenfalls nicht. Daß „Nerse“ zitiert wird, jedoch im Literaturverzeichnis nicht auftaucht, ärgert den interessierten Leser nicht weniger. Und mehrere Mißgriffe in der ikonologischen Ausdeutung der Kirchengestaltung tun ein Übriges, um dessen Unmut zu steigern.

Auch sprachlich ist das Buch keine Meisterleistung, und zum Schluß bleibt dann eigentlich nur eine Frage: Wo war hier bitte das Lektorat? Mit dem Neuzelle-Band der renommierten Reihe hat sich Langewiesche keinen Gefallen getan und sich kein Ruhmesblatt angeheftet. Dabei wäre es ein Leichtes gewesen, für das Thema in der Region einen kompetenten Autor zu finden. Nun kann man nur hoffen, daß eine eventuelle Folgeauflage in grundlegender Überarbeitung erscheint.

FRANK MATTHIAS KAMMEL
Germanisches Nationalmuseum
Nürnberg

Die Inschriften der Stadt Regensburg. I. Minoritenkirche (*Die Deutschen Inschriften, 40*). Gesammelt und bearbeitet von Walburga Knorr und Gerhard Zipp unter Mitarbeit von Beate Meier. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 1995; XXXVIII + 178 S., 20 Tafeln mit Abbildungen und 1 Plan; ISBN 3-88226-856-5; DM 79,-

Der Band bildet den Auftakt einer geplanten wissenschaftlichen Erfassung und Auswertung der Regensburger Inschriftendenkmäler des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Die überwiegend ehrenamtlich tätigen Bearbeiter beschäftigten sich mit dem heute das Stadtmuseum beherbergenden Minoritenkloster, neben dem Dom und St. Emmeram einem der größten und inschriftenreichsten Baukomplexe der Stadt.

Den Kern des Bandes bildet ein Katalog von 227 erhaltenen oder nur kopiaal überlieferten Inschriften, die vom späten 13. Jahrhundert bis zum Ende des 16. Jahr-